

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Band: 36 (1994)
Artikel: Abschied von Deutschland
Autor: Schmid, Hansmartin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abschied von Deutschland

*Heiter-ironische Betrachtungen eines «Rückwanderers»
von Hansmartin Schmid*

Redaktionelle Vorbemerkung

Wir freuen uns, unsern Lesern den letzten Teil der Artikelfolge von Hansmartin Schmid über die Eindrücke aus seiner Reportertätigkeit in unserm Nachbarland vorlegen zu dürfen. Seine Arbeit ist inzwischen als Separatum erschienen. Intern war vorgesehen, dass unser Mitarbeiter ab nächstem Jahr die Redaktion unseres Periodikums übernehmen werde; doch wegen grosser Arbeitsbelastung muss er darauf verzichten. Da der zeichnende Redaktor nach 36 Jahren ins hintere Glied treten will, hat sich sein Sohn, Dr. phil. Peter Metz, bereit erklärt, vorderhand diese Aufgabe zu übernehmen. Damit verabschiedet sich der Unterzeichnete als Redaktor von seiner Leserschaft.

P. M.

Das Leben als Demo

Im Gegensatz zur Schweiz ist Deutschland das Land des Bekenntertums, der Symbole, der ständig plakatierten Meinung – bis in die einfachen und einfachsten Dinge des Alltags hinein. Der Deutsche begnügt sich im allgemeinen nicht damit, irgendwelche Überzeugung zu haben, nein, sie muss herausgestellt, mehr oder minder missionarisch symbolisiert werden. Deshalb verkommt dann dortzulande jeder Meinungsstreit zur ideologischen Debatte. Deshalb tobte in Deutschland jahrzehntelang in den Bund-, Länder- und Stadtparlamenten der Krawattenstreit, deshalb das demonstrative Ritual strickender Weiblichkeit bei allen Versammlungen der Grünen. Deshalb früher der Uniformen-Kult, und deshalb jetzt vielfach die uniformierte Anti-Uniformen-Demonstration in Jeans und Schillerkragen. Genau in diese Richtung zielte wohl einmal Helmut Schmidt, als der Bundeskanzler beim Anblick einer Riege jugendlicher Politiker ausrief: Bärte – aha, das sind Umweltschützer... Dem Deutschen genügt es nicht, eine Meinung zu

haben, er muss sie auch zeigen. So kommt es dann, dass je nach den Wechselfällen der Geschichte Schulen, Universitäten, Kasernen, Strassen und Plätze überzeugungsstark und demonstrativ nach Persönlichkeiten benannt werden, die gerade die herrschende politische oder gesellschaftliche Überzeugung vertreten. Mit dem Nachteil, dass dann alles umbenannt und umgestrichen werden muss, wenn sich die politische Grosswetterlage geändert hat. Und entsprechend gross sind denn auch die Konflikte, die in Deutschland immer wieder um derartige Benennungen aufbrechen und ganze Städte, ja Regionen richtiggehend aufwühlen können. War dieser oder jener Politiker, dessen Name an einer Schule prangen soll, wirklich ein Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus? Oder bloss ein geschickter Opportunist, der den Übergang in die Nachkriegs-Demokratie elegant und lautlos geschafft hat? Darf dieser Platz immer noch nach einem alten Kaiser oder Fürsten benannt bleiben? Oder soll er plakativ mit einem hochkarätigen Namen aus der neuen, republikanischen

Ordnung versehen werden? Wie sehr passen der «alte Fritz», Bismarck, die Politiker der Weimarer Zeit als Namenspatrone noch zu unseren Zeitläuften, noch in die bundesrepublikanische Polit-Landschaft von Bundestag, Nato und Europäischer Gemeinschaft? Und erst Namen aus der jeweiligen Opposition. Sind Heinrich Heine, Carl von Ossietzky oder Bert Brecht für ein Schulhaus zu links? Das ist abend- und tagefüllendes Spielmaterial für die deutschen Meinungs-Plakateure.

Der deutschsprachige Schweizer ist da vorsichtiger, nüchterner. Über derart gesicherte Grössen wie Pestalozzi, Humboldt oder Holbein geht er bei den Schulen kaum hinaus. Bei den Plätzen und den Strassen lässt er es zumeist bei den mythischen Konturen längst verblichener Helden oder höchst unpolitischer Geistesgrössen bewenden. Und bei den Kasernen hat es meines Wissens nicht einmal der doch weltberühmte Schütze und Kriegsmann Wilhelm Tell zu einem Namenspatronat gebracht. Prosaisch, phantasielos heissen die militärischen Zentren in der wehrhaften Schweiz Kaserne Aarau, Kaserne Zürich, Kaserne Bellinzona, Kaserne Lausanne. Mit dem nicht gering zu schätzenden Vorzug, dass sie dann aber auch nie umbenannt werden müssen, wenn sich Höhen und Tiefen des Geschichtsbildes ändern und die Helden von heute die Verfemten von gestern sind. Oder umgekehrt. Weil eben auch hier der beinahe allumfassende Hang des republikanischen Schweizlers zum Mittelmass, zum landläufigen Durchschnitt den Helden nur schlecht erträgt – es sei denn, er hat nie gelebt oder ist zumindest schon mehrere Jahrhunderte tot.

Man braucht allerdings nicht einmal so hoch zu greifen, um den Unterschied zu sehen. Es beginnt ja bereits bei so gewöhnlichen Dingen wie Fussballclubs: Allemannia Aachen, Borussia Mönchengladbach – da schwingt immer etwas Geschichtliches, Nicht-Fussballerisches mit. Knochentrocken dagegen zumeist in der Deutschschweiz: FC Basel, FC Zürich, FC Wetztingen, FC Aarau. Wenn's hochkommt bleibt ein Quartiername übrig wie FC Servette Genève, aber über den Bereich des Fussballs und

des Sports greift man auch mit Namen wie Young Boys, Lausanne Sports und den übernommenen und aus dem englischen übernommenen «Grasshüpfern» vom Grasshoppers-Club in Zürich nicht hinaus.

Auch die Schweiz hat ihre Debatten, ihre Symbolkämpfe, ihre Demonstrationen. Nur verlaufen die gleichen öffentlichen Diskussionen eben milder, weniger ideologisiert, entspannter. Auch die Schweiz hat ihre Glaubenskriege. Nur ist der Glaube zumeist nicht so festgefügt, wird der «Krieg» nicht mit der deutschen Schärfe und Kompromisslosigkeit geführt. Auch hier eben ein Unterschied wie zwischen Schmidt und Schmid.

Wenn es dann stimmen sollte, dass der Amerikaner sein Leben als Show begreift und führt, so ist des Deutschen Leben eine ständige ideologische Demo, ein immerwährender Thesen-Anschlag seiner Weltanschauung und Überzeugung, die permanente Plakatierung der politischen Ideen. War's früher die Uniform, so sind es jetzt wenigstens lila Halstücher. War's früher Reih' und Glied, so ist es jetzt die Demo. Ständig werden Kleidung, Lebensstil, politische Überzeugungen wie ein Spruchband bei einer Demonstration auch im Alltagsleben zur Schau gestellt. Italienische Kommunisten waren in der Eleganz ihrer Krawatte und ihres Anzuges ausserhalb des Parlaments von ihren bourgeoisen Kollegen nicht zu unterscheiden. Die deutschen Grünen dagegen sind im Bundestag und vor allem auch ausserhalb unschwer zu erkennen. Immer im Dienste der ideologischen Überzeugung, niemals Urlaub von der Weltanschauung – das ist echte, deutsche Art. Man denke bloss an die ungebrochene Hochkonjunktur der demonstrativen Überzeugungs-Aufkleber auf den Autos.

Der Deutsche ist eben nicht nur der Grossbürger aus Berufung, der dann und wann schon einmal das zu zeigen versucht, was er gar nicht hat. Der Deutsche ist auch der Bildungsbürger par excellence, der «ewige Student unter den Völkern», wie ihn Goethe genannt hat. Akademische, humanistische Bildung erscheint ihm als das höchste aller Güter, noch erstrebens- und anstrebenswerter als

der Mercedes. Und dies will etwas heissen. «Atomkraft, nein danke», auf der Heckscheibe der Deux-Cheveaux's der Grünen, das Gegenteil auf den Mercedes des Bürgertums.

Der Herr Doktor, der Herr Professor, der Akademiker zählt was in der deutschen Alltagsgesellschaft, und nicht nur in der Schwarzwaldklinik, auch wenn gerade der Erfolg dieser Fernsehserie bestes Illustrationsmaterial für den deutschen Akademiker-Mediziner-Kult liefert. Doch der Titel macht doch auch in Österreich erst den Menschen, die Schwarzwaldklinik liess auch in der deutschsprachigen Schweiz kaum ein Auge trocken? Gewiss, die berühmte Buchstabenkombination Dr. vor dem Namen gilt auch in diesen Staaten etwas. Doch eine Einladung, wie ich sie zur Übergabe des Hanns-Martin-Schleyer-Preises an den früheren (und jetzt verstorbenen) Bundespräsidenten Karl Carstens erhalten habe, kann wohl aus keinem anderen Land der Erde kommen. Nicht weniger als dreimal wurde dort der damalige Bundespräsident mit «Prof. Dr. Dr. h.c. mult.» eingeführt. Und dies auf einer einzigen Seite. Auch die Gäste konnten sich nicht beklagen. Da waren der «Senator Prof. Dr. Dr. Rupert Scholz» und der «Bischof Prof. Dr. Dr. Karl Lehmann» geladen. Ob sich überhaupt ein gewöhnlicher Dr. oder – noch nackter – ein vernünftiger Mensch ohne Titel an diese Veranstaltung gewagt hat, ist nicht überliefert.

Erschwerend dazu kommt die Manie deutscher Akademiker und Über-Akademiker, sich in entsprechenden Kasten zusammen- und abzuschliessen. Und sich auch «in Notfällen» nur an der eigenen, oder dann an der nächsthöheren, zu orientieren.

Auch dazu ein Beispiel aus dem Alltag: Die renommierteste Schweizer Zeitung besitzt in Bonn-Bad Godesberg ein Häuslein, das zusammen mit Gärtlein vom jeweiligen Postenhalter und seiner Familie bewohnt wird. Daneben wohnt irgendein Ministerialdirigent, jetzt wahrscheinlich a. D., wie es in Bonn einige gibt. Nun war einmal, aus Moskau kommend, ein NZZ-Korrespondent in besagtes Häuslein eingezogen und hatte aus der damals noch sowjetischen Hauptstadt ein Kätzlein mitgebracht.

Dieses Tierchen fühlte sich aber in den ersten Wochen am Rhein nicht so heimisch und miaute also herzerweichend im Korrespondentengarten. Was tat besagter Dr. Ministerialdirigent darauf? Fütterte er das Kätzlein? Streichelte er es? Erkundigte er sich beim Korrespondenten nach dem Grunde des Wehklagens? Oder reklamierte er energisch und verlangte nach Stop der Störung? Alles falsch. Richtig ist, dass er mittels Schreibebrief an den «Herrn Dr. Chefredakteur» in Zürich gelangte und sich beschwerte, der neuzugezogene Korrespondent gebe der Katze zuwenig zu Fressen...

Das Streben nach höherer Bildung geht in Deutschland weit in die eigentlichen Tiefenschichten der Gesellschaft hinab. Es wird konsequenter, verbissener betrieben als anderswo, auch als in der Deutschschweiz. Der Deutsche geht ins Theater, ins Konzert, mit wissenschaftlichem Fremdenführer auf Reisen. Er bemüht sich ständig um Wissen und Bildung – dem Deutschschweizer genügt zumeist die Aus-Bildung (und der damit verbundene Gelderwerb).

Wiederum zeigt der Sport am besten, was ich meine. Auch die Schweizer Berufssportler, vorab die erfolgreichen alpinen Skirennfahrer, verdienen eine schöne Stange Geld. In den meisten Fällen begnügen sie sich aber in typisch eidgenössischer (Selbst-)Zufriedenheit damit, ein schönes Haus plus dito Gattin, ein wohlgepolstertes Bankkonto, einen italienischen Sportwagen, Wertpapiere und einige Wohnblocks als solide Altersvorsorge zu besitzen. Nach höheren geistigen Gütern verlangt sie zumeist nicht. So hat der Ski-Olympiasieger Max Julen in einem Interview einmal frisch von der Leber weg zugegeben, er habe seit der Schule nie mehr ein Buch gelesen.

Nicht so die deutschen Spitzensportler. Auch sie treibt das allgemeine deutsche Streben nach Bildung, nach Kultur um. Der gesellschaftliche Ruf nach höheren, geistigen Werten lässt auch sie nicht aus. Der frühere erfolgreiche Nationaltorhüter Harald Schuhmacher hat es in seinem Buch wie folgt ausgedrückt: «Ich bin gut versorgt, gut verheiratet, erfolg-

reich. Und ich kriege trotzdem einen Heidenbammel, wenn ich – ganz nüchtern betrachtet – feststelle, dass ich ausser «Bällefangen» nichts wirklich gut beherrsche. Was weiss ich schon von Computertechnik, von Literatur, von klassischer Musik und Theater . . .»

Auch der vielumjubelte «Toni» spürte also diesen gesellschaftlichen Druck zum Schreiben, zum Wissen, zu Wissenschaft und Kultur, zur Gedankenschwere, zur Ideologie. So wie es ein gewisser Wolfgang Menzel schon 1828 beschrieben hat: «Was wir Deutschen auch immer in der Hand haben mögen, in der anderen haben wir gewiss immer ein Buch. Alles, vom Regieren bis zum Kinderwiegen, ist eine Wissenschaft geworden und will studiert sein.» Oder ein anderer Deutscher unter Deutschen: «Während andere Völker handeln, schreiben wir. Während andere Völker geniessen, lassen wir uns drucken. Die Deutschen tun nicht viel, aber sie schreiben umso mehr.»

Denken genügt ihnen nicht, sie wollen auch noch fühlen

Allerdings, es gibt jenseits des Denkens und der Ideologie noch etwas, das die Deutschen von den anderen Völkern, auch von den Deutschschweizern, scheidet. Manchmal, wenn man sieht, wie die deutschen Sozialromantiker von heute – so wie einst ihre ebenso deutschen und romantischen Vorfahren die blaue – die grüne Blume suchen, möchte man ausrufen: Denken genügt ihnen nicht, die Idioten wollen auch noch fühlen.

Unter der ach so vernünftigen-technischen Oberfläche brodeln in Deutschland richtiggehend die Gefühle. Und wiederum sind es die Grünen, jene jugendbewegten deutschen Sucher nach der perfekten Gesellschaft, die in unserer Zeit als beste Repräsentanten dafür stehen. Fern seien alle unzulässigen Vergleiche. Aber schwang in den extremen Zügen des deutschen Nationalismus, im nationalsozialistischen Wahn des Nationalismus nicht eben doch viel von diesem deutschen Gefühlsnationalismus, viel Nationalromantik mit? Und ist die Sehnsucht der Grünen nach einer paradie-

sischen Gesellschaftsordnung, in der in reiner Luft jeder nach seiner Fähigkeit sich entwickeln kann und jedem nach seinen Bedürfnissen sein gerechter Anteil an den irdischen Glücksgütern zu teil wird, nicht auch ein romantischer, deutscher Urtrieb? So dass der Übergang von der National- zur Sozialromantik durchaus ein fließender wäre?

Die blaue Blume der Romantik lugt eben an allen Ecken und Enden in den vordergründig so harten bundesrepublikanischen Alltag gerade der Grünen. Die Grünen suchen im roten Sozialismus die blaue Blume – das könnte eine neudeutsche Farbenlehre sein.

Sicher ist es kein Zufall, dass schon Goethe, der grösste Dichter der Deutschen, diesen deutschen Hang zum Höchsten, zum Absoluten, zum hochfliegenden Aufschwung am besten beschrieben hat: «Die Deutschen – das sind diese sehnsuchtsvollen Hungerleider nach dem Unerreichlichen» – so lautet seine unerreichte Kurzformel dafür. Heinrich Heine wiederum fasste den oftmals etwas realitätsfernen Idealismus der Deutschen in folgendem Vers zusammen:

Franzosen und Russen gehört das Land
das Meer gehört den Briten.
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums
die Herrschaft unbestritten.

Thomas Mann hat diese Reihe in seinem «Doktor Faustus» fortgesetzt: «Hast Du nie vom deutschen Werden gehört, von deutscher Wanderschaft, vom unendlichen Unterwegssein des deutschen Wesens. Wenn Du willst, ist der Deutsche der ewige Student, der ewig Strebende unter den Völkern . . .» Oder an anderer Stelle: «Ja wir sind ein gänzlich verschiedenes, dem Nüchtern-Üblichen widersprechendes Volk von mächtig tragischer Seele, und unsere Liebe gehört dem Schicksal, wenn es nur eines ist, sei es auch der den Himmel mit Götterdämmerungsrote entzündende Untergang . . .»

Noch schärfer zwei Äusserungen aus unserem Jahrhundert. Gustav Stresemann erklärte einmal voller Verzweiflung: «Das deutsche Gebet lautet: Unsere tägliche Illusion gib uns heu-

te.» Günther Grass spottete einmal über Erhard Eppler, den typischen Vertreter dieser puritanisch-idealistischen Richtung in der deutschen Politik und Gesellschaft: «Sein Haaransatz verspricht steil aufschliessenden Idealismus.»

Ja, ein nüchternes, massvolles Volk sind diese Deutschen in keiner Art und Weise, auch wenn oder gerade weil die Gefässe, aus denen sie ihr Bier trinken, Masskrüge heissen.

Bezeichnenderweise war es ein deutschsprachiger Schweizer, Carl Jacob Burckhardt, der lange in und mit diesem deutschen Schicksal zu tun gehabt hat, der diese immer offene deutsche Kluft zwischen Utopie und Realität, zwischen absolutem Anspruch und ungenügender Erfüllung meisterhaft in Worte gefasst hat: «Die Deutschen steigen zu hoch, die Deutschen fallen zu tief. In einer bedingten Welt streben sie immer vergeblich nach dem Absoluten.»

Ein deutschsprachiger Schweizer, den Deutschen sehr verwandt und doch verschieden, konnte diesen Unterschied vielleicht als einziger Europäer nicht nur vernunftsmässig erfassen, sondern auch erfüllen, mit-fühlen, der Deutschschweizer als Bürger des Kompromisslandes, als deutschsprachiger Denker aus der Kompromissdemokratie. Mit Sicherheit ist der Deutschschweizer nicht von Natur aus kompromissbereiter, weniger absolut, nachgiebiger als der Deutsche. Von «Natur aus» ist er ein Deutscher. Aber die Geschichte, seine Geschichte hat ihn so gemacht. Weil die vielsprachige Alpenrepublik ohne den Kompromiss, ohne die Einsicht in das Mögliche überhaupt nicht leben und überleben kann. Der Deutschschweizer ist nüchtern, weil man im einst kargen Bergland den Wägbarkeiten und Unwägbarkeiten der Natur realistisch-nüchtern ins Auge blicken musste. Der Deutschschweizer ist neutral, weil ein mehrsprachiger Staat in Mitteleuropa neutral sein muss, sollen sich die einzelnen Nationen nicht den grossen Verwandten jenseits der Grenzen zuwenden. Der Deutschschweizer ist demokratisch, weil er es aus Tradition sein muss, vielleicht sogar aus Mangel an hochfliegender utopischer

Phantasie, sich etwas anderes als die überlieferte demokratische Ordnung überhaupt vorzustellen, aus Mangel an weltumstürzendem Temperament.

Die Deutschen haben die Welt mächtig verändert, die Deutschschweizer höchstens mächtig beschrieben, wie das Beispiel Carl Jakob Burckhardt zeigt. Selbst wenn man den beträchtlichen Bevölkerungsunterschied gebührend in Rechnung stellt, so hinken die Schweizer Leistungen in Wissenschaft und Kunst, in Dichtung und Philosophie hinter den Deutschen her.

Überspitzt könnte man sagen: Die Deutschen haben tausend Künste und Kunstwerke, der Deutschschweizer im Grunde nur eins – diesen demokratisch-republikanischen, nach Sprachen und Kulturen derart ausgeklügelt ausgewogenen Staat. Wohl deshalb ist er derart stolz darauf, bis zur Arroganz und Intoleranz. Wohl deshalb verteidigt er ihn in Worten und Werken derart eifersüchtig. Wohl deshalb ist es so schwer, Schweizer Bürger zu werden. Wohl deshalb baut er gegenüber dem Ausländer derart grosse bürokratische Hindernisse auf. Denn diesen Staat muss man schon sehr genau kennen, um sein Bürger zu sein, um ihn verstehen, fortentwickeln, mittragen, ja lieben zu können. Denn des Deutschschweizers einziges Kunstwerk – bei völliger Abwesenheit aller übrigen – ist dieser Bundesstaat. Oder wie schon Hugo Ball spottete: «Die Schweizer neigen mehr zum Jodeln als zum Kubismus . . .» «Dem Deutschen ist es zumeist darum zu tun, die in seinen Augen richtige Überzeugung zu haben und auch entsprechend demonstrativ und plakativ zur Schau zu stellen, bis hin zur grüblerischen Gedankenschwere. Als ob sie die Schwere des Weltalls immer und jederzeit auf den Schultern tragen müssten», wie Heinrich Böll einst zutreffend geschrieben hat. Wahrscheinlich hat es die höchst unvollkommene, langsame Staatsform der Demokratie in Deutschland gerade wegen dieses deutschen Strebens nach dem perfekten System, nach der Verwirklichung der reinen Lehre, derart schwer gehabt. Wenn die Welt nicht so ist, wie sie sein sollte – und sie ist wohl nie, wie sie sein sollte – dann

will der Deutsche sie zwingen. Und wenn dies nicht gelingt, so wendet er sich enttäuscht ab, ja er will die Welt dann lieber zerstören, als sich ihrer Unvollkommenheit anzupassen. Der Deutsche züchtigt die Welt für ihr utopisches Defizit. Vom deutschen Überromantiker Richard Wagner wird erzählt, dass er schon als Knabe wütend zwei Papprollen zerrissen habe, nachdem er vergeblich versucht hatte, auf ihnen zwischen zwei Stühlen zu schweben.

Ein immerwährendes Streben nach Utopie und Perfektion, das in blanken Zynismus und Weltablehnung umschlagen kann, wenn die allzu hoch gesteckten Ziele nicht erreicht werden. Auf jeden Fall habe ich auf all meinen Reisen kaum in einem anderen Land so viele verbitterte, «abgelöschte», irgendwie «kaputte» Menschen mit einer brutalen «Alles-Scheisse»-Sprache angetroffen wie in beiden Teilen Deutschlands. Als ich einmal eine Mitarbeiterin des damaligen DDR-Fernsehens mit dem Hinweis auf Rumänien über die DDR-Zustände hinwegtrösten wollte, sagte sie mir ganz direkt: «Ach, erzählen Sie mir doch nichts, hier ist alles Scheisse . . .»

Das Leben und das Denken im Extrem, die Neigung zum Extremismus in Gedanken, Gefühlen und letztlich auch Verhaltensweisen und Handlungen – das ist deutsche, dem Deutschschweizer zumeist fremde Art. Hier kompromissloser Hang zu den Extremen, zum Absoluten – dort beinahe schon komplexbelastender Durchschnitt, ängstliche Einhaltung des Mittelmasses, des goldenen Mittelweges – dieser Unterschied zwischen Deutschen und Deutschschweizern zeigt sich nicht nur auf Geisteshöhen, sondern auch im Alltag.

Lassen Sie einmal ein deutsches Büroteam eine Gratulationskarte für den Chef unterschreiben. Die meisten werden ihren Namenszug ganz normal irgendwo in die Mitte, vielleicht sogar schön hierarchisch von oben nach unten hinsetzen. Ganz anders in der Deutschschweiz. Dort werden die ersten ihre Unterschrift ganz verschämt in die untersten Ecken verstecken, als ob sie sich zu entschuldigen hätten, dass sie überhaupt unterschrieben haben, ja dass sie überhaupt existieren. Nur die-

jenigen, die später kommen, werden etwas weiter oben unterschreiben – weil ihnen nichts mehr anderes übrigbleibt . . .

Dazu kommt die Sache mit dem Kalten Buffet oder dem Eintritt in ein sich eben öffnendes Speiselokal, die beide einiges über den Unterschied zwischen Schmidt und Schmid aussagen. Ertönt in Deutschland der Gong zur Eröffnung des Kalten Buffets oder die sonore Aufforderung des Oberkellners «zu Tisch, meine Damen und Herren», so ist bereits alles auf den Beinen. Und drängt entweder direkt ans Buffet oder in den Speiseraum, wo man sich auch sofort niedersetzt.

Nicht so die verklemmten Eidgenossen deutscher Zunge. Dort muss immer mehrfach gebeten werden, bis sich endlich einer erfrecht, seine ganze, auf Mittelmass und falsche Bescheidenheit getrimmte sogenannte gute Erziehung zu vergessen und als erster bei den Fleischtöpfen zuzulangen. Oder es dauert beinahe eine Stunde, bis der Oberkellner durch energisches Rufen und Klatschen alle an die Tische getrieben hat. Wo die meisten dann allerdings bis Mitternacht stehengeblieben wären, wenn sich nicht doch einmal einer aus Altersschwäche oder Hunger, oder beides zusammen, als erster hingeworfen hätte!

Einmal in Davos, so hat ein Kollege überliefert, wurde das Problem für beide Nationen frühzeitig erkannt und für Schmidt wie für Schmid überzeugend gelöst: Der Oberkellner rief die Paare der Reihe nach und namentlich ans Buffet.

Wirklich perfekt gemacht. So musste die übliche «Schlacht am Kalten Buffet» der Schmidts ausfallen, und es wurde erst noch ihrem hochentwickelten, das Militärische immer noch dann und wann streifenden Ordnungssinn Genüge getan. Und der erstaufgerufene Schmid musste sich bei allem Zögern und Zagen dazu bequemen, auch als einer der ersten Teller und Essen zu fassen, sicher verlegen und mit schlechtem calvinistisch-pädagogisch-helvetischem Gewissen, aber eben doch!

Oder gehen Sie mit einem Deutschen und einem Deutschschweizer in ein teureres Restaurant zum Essen. Beinahe mit Sicherheit

wählt der Deutsche entweder das Teuerste oder das Billigste – entweder Demonstration, dass man's hat und vermag, oder dann ein gewisses Übermass in der Sparsamkeit, aber immer ein Zug ins Absolute. Der Deutschschweizer dagegen, der «Herr Schüch», der Bürger einer alten Demokratie, die das Mittelmass, den goldenen Mittelweg, ja auch die Mittelmässigkeit zum Dogma erhoben hat, wagt sich nie in die Extreme vor: Nie das Teuerste. Denn dann müsste man glauben, er sei reich, was den Neid der Götter und der Mitmenschen erregen könnte. Man hat's, doch man zeigt's auf keinen Fall, wie der Wahlspruch dieser Calvinistenmoral lautet. Aber beileibe auch nie das Billigste. Was würde auch da der Wirt und die Umwelt vom Durchschnittsschweizer denken. Etwa, er habe kein Geld, er sei arm? Das wären für den Schweizer nicht ein, sondern zwei unerträgliche Gedanken. Erstens würde der Wirt ja nichts verdienen – ein Schaden für das Wirtschafts- und Wohlfahrtssystem der Eidgenossenschaft. Und zweitens für einen Deutschschweizer das Schlimmste von allem: Kein Geld zu haben. Vollkommen unakzeptabel für beide Ehrentitel, die dem Schweizer vielfach an die Brust geheftet worden sind: Innkeeper of the world, banker of the world.

Der Deutschschweizer sagt zu seiner Frau oder seiner Geliebten «Schätzli», wenn er es überhaupt sagt. Ganz sicher aber sagt er zu seiner Währungseinheit «Fränkli», im liebenden Diminutiv. In einer mehr oder weniger repräsentativen Umfrage für ein Quiz des Schweizer Fernsehens wurden die Deutschschweizer einmal befragt, was sie auf keinen Fall ausleihen würden. Rang Nr. 1 belegte mit grossem Abstand das Geld. Die Frau oder die Freundin kam erst an zweiter Stelle. Deshalb, Fremde, merkt's euch wohl: Der Schweizer leiht eher noch seine Frau aus als sein Geld...

Dazu noch eine, leider wahre Geschichte. Beim grossen Börsenkrach vom Oktober 1987 erlitt in New York auch ein Schweizer Börsenmakler derart grosse Verluste, dass er keinen Ausweg mehr sah. Er stieg auf das Dach seines Bank-Hochhauses und liess sich zu Tode fallen. Zuvor hatte er allerdings feinsäuberlich

sein Geld aus seinen Taschen genommen, gezählt und gebündelt und sorgfältig – überblickbar aufgeschichtet auf den Boden gelegt. Und dann noch exakt seine Uhr (!) daneben. Wenn das kein (Deutsch)-Schweizer war!

Hier ist ein Unterschied zwischen Deutschen und Deutschschweizern, vielleicht d e r Unterschied. Wiederum Heinrich Böll hat klar gesehen, als er in seinem Buch «Frauen vor Flusslandschaft» schrieb: «Aber ihr Deutschen, alle, immer habt ihr die ganze Welt auf Eurer Brust.» Tatsächlich machen die Deutschen, diese Menschen, der Staat, die Gesellschaft und der Alltag vielfach den Eindruck, als ob Immanuel Kants kategorischer Imperativ immer noch schwer auf Land und Leuten liegen würde. Handle immer so, dass Dein Handeln zum Sittengesetz für die ganze Menschheit werden könnte...

Das drückt, das lastet. Zusammen mit England war Deutschland der erste Staat, der durchindustrialisiert, durchrationalisiert, mit moderner Technik überzogen wurde. Und so ist es im Lande der «Erfinder» des Automobils, des Fernsehens, der Atomenergie und des Marxismus bis heute geblieben.

An der Oberfläche ist alles Rationalität, Technik, Disziplin, Organisation, kategorischer Imperativ. Doch darunter brodeln die in den Untergrund gedrängten und verdrängten Gefühle erst recht. Ist nicht gerade deshalb die ganze Beat-Bewegung von England ausgegangen? Ist nicht gerade deshalb die Schlagerschnulze eine derart typische deutsche Erscheinung? Ist nicht gerade aus diesen Gründen der Aufstand der deutschen Jugend- und Alternativbewegung gegen Druck und Zwang derart ungebremst heftig? Das weite Auseinanderklaffen von Vernunft und Gefühl sowohl im öffentlichen Leben wie im Alltag hat dazu geführt, dass Deutschland jetzt von Millionen krawattenloser, ungewaschener, bärtiger oder sonstwie «lausiger» Jugendlicher in verbeulten Hosen und Peru-Pullovers bevölkert wird. Weil die deutsche Jugend einmal hart wie Kruppstahl und schnell wie die Windhunde hätte sein sollen, ist die Alternativbewegung dortzulande eine derart festgefügte Gemeinde.

Weil die Technik in Deutschland schon so lange ihre Kälte verbreitet, sind Karel Gott und Vico Torriani Schallplatten-Millionäre. Weil der kategorische Imperativ lange, allzu-lange dieses Land regiert, haben die Grünen und Alternativen über drei Millionen Wähler. Weil die deutsche Jugend einst in braunem Hemd mit Krawatte, gescheitelt und teilweise auch gestieft und gespornt, romantische Feuer entzündete, greifen die deutschen Terroristen gegen alles und jedes zu Knarre und Sprengstoff, versuchen sie jenen Widerstand nachzuholen, den ihre Grosseltern und Eltern nicht geleistet haben, sind sie «Hitlers Kinder», wie eine britische Buchautorin mit Recht schrieb. Seit Kant und Hegel zerfällt die deutsche Gesellschaft wie keine andere auf der Welt in eine streng normierte, sittliche «Oberwelt» der Offizialität und der Technik und eine «Unterwelt» der Gefühle. Die dann entsprechend heftig und eruptiv aus ihren Zwängen ausbrechen – entweder in eine schlagerselige, seichte Gefühlswelt von «Softies» oder dann eben in eine gewalttätige Gegenbewegung bis hin zum Terror.

Die organisierte Demokratie

Diese Grundzüge der Deutschen sind in der Vergangenheit nicht ohne politische Folgen geblieben. Europa und die Welt wissen es leider nur allzu gut.

Sie haben aber auch Folgen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft und im Staatswesen. Denn die deutsche parlamentarische Demokratie von heute ist die direkte Folge des Zweiten Weltkrieges, und zwar nicht nur in einem politisch-geschichtlichen Sinne durch den Wiederaufstehungsversuch nach dem Zerfall aller demokratischen Sitten und Gebräuche im Nationalsozialismus, sondern auch psychologisch, auch im Alltagsleben dieser Demokratie. Deshalb nämlich macht diese Demokratie vielfach den Eindruck des (Über-)Organisierten, Lehrbuchhaften, Mechanisierten. Sie wirkt immer wieder, als ob 1945, in der Stunde des grössten Niedergangs der politischen Kul-

tur im Lande und in der Stunde des Wiederbeginns, die Deutschen sich gesagt hätten: Gut, wir sind schlechte Demokraten gewesen. Auf jeden Fall haben wir der Tyrannei zu wenig Widerstand entgegengesetzt. Wir waren in Weimar eine Demokratie ohne Demokraten, eine Republik ohne Republikaner. Die ganze Welt wirft uns dies nun vor. Wir haben gesündigt, aber das soll uns nicht noch einmal passieren. Und da krepelten diese Deutschen ihre Ärmel hoch, studierten ihre und die Geschichte anderer Völker, kramten in den «Lehrbüchern der republikanischen Tugenden und der demokratischen Gesetze». Mit deutscher Gründlichkeit wurde jetzt «die Demokratie organisiert», mit deutscher Gründlichkeit und deshalb beinahe wie nach mathematischen Formeln. Ein freiheitliches Grundgesetz plus vom Staate unterhaltene Parteien mal Pressefreiheit und Persönlichkeitsrechte – diese Gleichung musste doch einfach einmal die Demokratie ergeben. Deshalb ist denn auch in ganz Europa die bundesrepublikanische Demokratie die am besten ausgestattete, am besten remunerierte, am besten in Recht und Gesetz eingebettete Demokratie. Mit ihren wohlorganisierten, vom Staate grosszügig finanzierten Parteien, mit der makellos unabhängigen Justiz, mit dem ausgeklügelten Wahlsystem, einer gerechten Mischung von Majorz und Proporz, mit zahlreichen eingebauten und auch funktionstüchtigen Sicherungen, dass «so etwas» nie mehr passieren kann. Damit ist sie tatsächlich die «organisierte Demokratie».

Aber ist sie auch die «gelebte», die «lebende» und die «lebendige» Demokratie? Wirkt sie nicht vielfach anerzogen, angelernt, angelesen, ja durch den ständigen Selbstvorwurf – und die Vorwürfe der Umwelt – richtiggehend eingebläut? Die Deutschen machen im Europa von heute vielfach den Eindruck eines jungen Mannes, der in seiner Pubertät das grosse schwarze Schaf der Familie gewesen ist. Dann wurde dieser verlorene Sohn von der Völkerfamilie in gemeinsamer Anstrengung schwer gezüchtigt. Mit Pech und Schwefel, mit Bomben

und Artillerie hat man den Deutschen ihren antidemokratischen Sündenfall ausgetrieben und sie «in die Demokratie zurückgeprügelt». Und jetzt, da sie ihre Prügel bezogen und ihre Lektion gelernt haben, stehen diese strebenden und gelehrigen Deutschen als überangepasste demokratische Musterknaben mit einer eloquenten, prinzipientreuen, genau nach Theorie und Regeln aufgebauten und organisierten Demokratie da. Mit einer Demokratie, die alles hat, was zu einer funktionierenden Demokratie gehört, einer Demokratie, die so tadellos arbeitet wie eben ein von den Deutschen entwickelter und gewarteter Motor. Die Deutschen sind vom Flegel zum Musterjungen von Vater Europa und Mamma Demokratie geworden.

Allerdings eine Demokratie auch, der zuweilen die Wärme fehlt, das lautere Lebenswasser des Kompromisses, das erst aus einer wohlorganisierten eine gelebte Demokratie macht. Die Kompromisslosigkeit, mit der die Deutschen auch die demokratischen Ideale anstreben und die demokratischen Ziele hochstecken, zeigt sich beispielsweise in der Haltung gegenüber der kleinen liberalen FDP. Die Partei, die seit Gründung der Bundesrepublik die beiden grossen Blöcke zur Linken wie zur Rechten zu Koalition und Kompromiss zwingt, stösst immer wieder auf Unverständnis, ja Ablehnung. Schon der alte Adenauer hat einmal gesagt: «Ich weiss nicht, was die FDP will, und werde es nie wissen.» Und auch ein derart hochintelligenter, durch und durch republikanischer Staatsmann wie Helmut Schmidt hat noch 1966 über die Partei geschrieben, die dann von 1974 bis 1982 sein Koalitionspartner war: «Die FDP ist eine opportunistische Partei und das Grundübel der politischen Struktur der Bundesrepublik. Wer die FDP wählt, gibt seine Stimme in die Hände von Taktikern, die um fast jeden Preis dabei sein wollen.»

Ja, tatsächlich, Koalition und Kompromiss liegen den nach der absoluten Mehrheit, nach Geschlossenheit und Kompaktheit strebenden deutschen Politikern nicht. Sie liegen diesen absoluten Deutschen absolut nicht.

Die «hemdsärmelige Demokratie»

Genau das Gegenteil der deutschen ist nicht der Form, aber der Realität nach die schweizerische Demokratie, eine Demokratie mehr abgestützt auf demokratische Überlieferungen, Traditionen, Sitten und Gebräuche denn auf Theoreme, Gesetze und Verfassungen. Eine Gewohnheitsdemokratie, eine Demokratie, wie sie sich aus der Geschichte vielfach aus Zufälligkeiten und historischen Fährnissen ergeben hat, eine Demokratie, deren Verfassung angesichts der unverrückbaren Gegebenheiten des Kleinstaates und der anderssprachigen Minderheiten wahrscheinlich so sein musste und so sein muss, sollte sie überhaupt sein und überleben.

So ist denn manches, die Toleranz gegenüber den ethnischen Minderheiten und der mühselig genug erreichte Ausgleich zwischen den Konfessionen, mehr nackten Überlebenszwängen denn demokratisch-historischem Verdienst der Schweizer zu verdanken. Auch wenn es viele Schweizer – und erst recht das nicht-schweizerische Ausland – in ihrer Begeisterung für die Schweiz anders sehen. Der Schweizer ist der demokratische Musterknabe Europas, weil ihm diese Rolle gewissermassen aus seiner Geschichte zugefallen ist und er jetzt diese Rolle spielt – je nach Einzelexemplar mit etwas Zurückhaltung oder dann mit der Arroganz, wie sie Musterschüler so an sich haben. So kommt es, dass dieser selbstgerechte Klassenprimus oftmals mehr gelobt wird, als er es verdienen würde. So kommt es, dass diese helvetischen Musterknaben in jeder internationalen Diskussion – zumal in Deutschland – kaum tun sie das Maul auf, auch schon als Stimme der Demokratie und der Neutralität angesehen werden – und seien sie auch nur einfache Schweizer Journalisten. Ich habe es beim bundesrepublikanischen Sonntagsmorgenritual von Höffers Frühschoppen selbst erlebt, wie ich oft inmitten hitzigster und weltläufigster Diskussionen plötzlich nicht mehr als Schweizer Presse- oder TV-Mann angesprochen wurde, sondern als Stimme der Schweiz, als Stimme der Demokratie. Und wenn bei

einer Podiumsdiskussion im Saale in Deutschland immer gehörig Unruhe herrscht, so wird es deutscherseits immer geschichtlich-schuld-bewusst ruhig, wenn der Schweizer das Wort ergreift. Da spricht einer zwar deutsch, wenn auch ein etwas schleppendes, akzentbeladenes, aber eben immer noch Deutsch. Aber er ist kein Deutscher des demokratischen Sündenfalls, sondern ein Deutschsprachiger mit der Legitimation einer jahrhundertealten, von aller Welt anerkannten Demokratie im Rücken.

Im vollständigen Gegensatz zum Deutschen braucht der Deutschschweizer nicht um demokratische Anerkennung und Legitimation zu kämpfen. Denn die Schweizer Demokratie kommt aus der Tiefe der Geschichte, nicht aus den Tiefen des Niedergangs. Sie ist gewissermassen eine hemdsärmliche, aber sie ist immer noch, trotz Stimmbeteiligungsmisere und Fichenskandal, eine gefühlte, eine gelebte, mit Leben erfüllte Demokratie.

Der Schweizer braucht keinen überorganierten Riesenapparat vorzuzeigen, um demokratische Autorität zu geniessen. Wie eine demokratische Monstranz trägt er seinen Schweizer Pass vor sich her. Und in Deutschland dazu noch ein noch viel fälschungssicheres «Dokument» seiner Zugehörigkeit zur hemdsärmlichen Demokratie: diesen unerlernbaren Dialekt.

Franz Josef Strauss hat festgestellt, die Deutschen seien von der gefürchteten zur gescholtenen Nation geworden. Und er hat gefordert, sie müssten ihren aufrechten Gang wiederfinden.

In der Schweiz würden seine Feststellungen und Forderungen ins Leere stossen. Die Schweizer Demokraten waren zwar nie gefürchtet, aber auch nie gescholten, sondern immer bewundert, mehr als sie es verdient hatten. Ihr Gang ist zumeist zu aufrecht, mit zurückgekrempeelten Hemdsärmeln und den Händen in den Hosentaschen, mit der Selbstgerechtigkeit des Musterknaben. Der Deutsche vermeint immer, die beste aller Welten suchen oder herstellen zu müssen. Der Deutschschweizer dagegen ist felsenfest davon überzeugt, schon in der besten aller Welten zu le-

ben, nämlich in der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Betrachtungen eines Fernsehmannes nach seiner Heimkehr

In seiner berühmten «Kulturgeschichte» schreibt Egon Friedell «Dass die Dinge geschehen, ist nichts. Dass sie gewusst werden ist alles». Würde der Wiener Kulturhistoriker in unserer Zeit totaler, um nicht zu sagen totalitärer Medienberichterstattung und Medienaufgeregtheit leben, so würde er wahrscheinlich hinzufügen: und wichtig ist vor allem, *wie* sie gewusst werden.

In dieser Hinsicht war wohl der Fall Zwahlen für die Schweiz das endgültige Erwachen aus einer Berichterstattungs-Idylle, das in anderen, weniger glücklichen Ländern wie die USA oder Deutschland schon längst stattgefunden hat. Plötzlich «wusste» eine ganze Nation an den Familientischen zu Hause oder am Stamm in der Beiz, wann genau Christine Zwahlen ihren letzten Toast-Hawaii eingenommen hat, wann «Etters» einen blutgetränkten Teppich aus dem Haus in Kehrsatz getragen haben. Und vor allem: Gewissermassen über Nacht «wussten» alle, wer Bruno Zwahlen ist. Und wie er ist, nach Charakter, Erbanlagen, Temperament, Psyche. Medienpräsenz und Medienberichterstattung waren so allerfassend, dass plötzlich alle «wussten», sie könnten nicht nur Bruno Zwahlen, sondern alle Prozessbeteiligten, als ob es ihre Verwandten, Freunde oder guten Bekannten wären. Bis hin zum schier unglaublichen Vorgang, dass der Gefängnisdirektor, eigentlich ein hoher Beamter, der sonst und früher gegenüber den Medien so ungnädigen Verwaltung der gnädigen Herren von Bern, vor der Fernsehkamera aus einer Verhandlungsrunde berichtet, von der die Öffentlichkeit eigentlich ausgeschlossen war.

Vielleicht zum erstenmal derart deutlich zeigt der Fall Zwahlen, auch mit dem grossen Fernsehauftritt des ehemaligen Angeklagten nach seinem Freispruch, den grossen Wandel auf beiden Seiten der «Medienbarrikade» auch

in der Schweiz. Bei den Medien immer mehr Aufwand, mehr Journalisten, mehr Hintergrund, mehr Zeilen, mehr Interviews, mehr Randgeschichten und vor allem Sendezeit. Bei den handelnden und verhandelnden Personen, wenigstens bei einigen unter ihnen, den Drang an die Öffentlichkeit, den Versuch des Staatsanwaltes, dieser oder jener Zeugen oder des Angeklagten, die Medien für ihre Prozesszwecke dienstbar zu machen. Oder auch für andere persönliche Interessen, und sei es auch nur Selbstdarstellung oder schlicht und ergreifend Eitelkeit. Wenn ich daran denke, welche Mühe und welchen auch illegalen Aufwand mit strafrechtlichen Folgen es zu Beginn meiner journalistischen Tätigkeit beim Prozess gegen den sogenannten Schlafwagenmörder in Chur gekostet hat, ein einziges Pressebildchen vom Angeklagten zu schiessen, ganz zu schweigen von Interviews mit dem Staatsanwalt oder gar dem Gerichtspräsidenten oder auch nur einem «Schuss» in den leeren Gerichtssaal. Der Wandel ist über alle Massen erstaunlich.

Dabei hat man sich vor Augen zu halten, dass in Bern im wesentlichen *ein* Fernseh-Sender dauernd anwesend war, nämlich der schweizerische. Will man diesen Wandel an, zum Beispiel deutschen Ereignissen von grosser Relevanz, betrachten, so hat man diese Zahl mit mindestens zwanzig zu multiplizieren. «Spiegel-TV» hat nach dem schweren rechtsradikalen Anschlag von Solingen zu recht einen Film darüber gezeigt, welch' nationaler und internationaler Medienrummel nach derartigen Ereignissen in einer Stadt sofort einsetzt. Sie hat die deutschen, japanischen, amerikanischen, australischen, britischen und französischen Reporter karrikiert, die alle immer an der gleichen Stelle vor dem ausgebrannten Haus ihren «Aufsager» ablieferten, wie die deutschen Kollegen jenes Berichtteilchen nennen, in dem «unser Mann vor Ort» zu sehen ist. Das «Spiegel»-Fernsehen zeigte die lange Reihe von Übertragungswagen mit ihren Satellitenschüsseln, die sofort überall aus dem Boden schossen; die von den Journalisten «eroberten und besetztgehaltenen» Hotels; die Polit- und Gewalttouristen, die sofort anreisen, auch aus

der Schweiz; die vielen, vielen, vielen Strassenumfragen, Verwandteninterviews, gefilmten Aussagen von Wirten, Nachbarn, von allem und jedem, was mit der Tat auch nur im entferntesten zu tun haben könnte.

Die linke «Tages-Zeitung» hat schon nach dem ersten derartigen Anschlag in Mölln satirisch ausgerechnet, rund die Hälfte der Bevölkerung des holsteinischen Städtchens sei von dieser oder jener Fernseh-Station zum Ereignis befragt worden, der Grossonkel des Tatverdächtigen ebenso wie die Halbschwester eines türkischen Opfers, Freundinnen aus dem Kindergarten ebenso wie ein in München lebender Vetter des Hauptangeklagten. Praktisch sei die ganze Kleinstadt von Kamera- und Reporter- Augen nach braunen Flecken abgesucht worden. Jedes Steinchen, jeder Farbkleck, der irgendwie im Zusammenhang mit dem Anschlag hätte stehen können, wurde «gedreht». Tatsächlich habe ich es bei der Berichterstattung über die rechtsradikale Szene in Frankfurt/Oder selbst erlebt, wie ein Tonmann aus Langeweile oder Überdruß ein Hakenkreuzlein an eine als rechtsradikal «verdächtige» Hauswand malte. Wenig später konnte ich nicht ohne ein gewisses Vergnügen beobachten, wie zwei andere Teams dieses «Zeitdokument» eifrig filmten. Ebenso war ich einmal in Dresden dabei, als bei einem neofaschistischen Aufmarsch trotz der Präsenz von -zig Fernseh-Teams und ebensovieler Fotoreporter einfach die «richtigen» Bilder nicht kommen wollten. Bis dann ein Fernseh-Mann, ich glaube, es war ein Amerikaner, die Vorgabe machte und einen Hitlergruss andeutete. Das wirkte. 3 – in Worten drei, dazu betrunkene «Aufmärschler» taten ihm dem Gefallen und grüssten zurück. Ihr Platz in den «world news» dieses Tages und auf den ersten Seiten der Weltpresse war ihnen jetzt gewiss! Denn jetzt hatten die meisten Equipen, was sie wollten, klappten ihre Stativs zusammen und zogen ab. (Zu meiner Ehre und zu der meiner Kameraleute sei's festgehalten: wir haben die drei auch gefilmt, ich habe sie «gebracht», doch wir haben auch weitergefilmt, ich habe noch andere, aussagekräftigere Bilder hinzugefügt.)

Doch ich will mich nicht verstecken: Auch ich war ein Teil des Problems, auch ich musste meine Bilder liefern. Was hätte ich sonst meiner Redaktion sagen sollen. Jeder Reporter vor Ort ist ein Teil des Medienrummels, mag er auch noch so viel darüber lamentieren und ironisieren. Das ist die eine wichtige Erkenntnis: Beim heutigen «Fernsehen total» ist eine seriöse, analysierende Berichterstattung kaum noch zu machen. Der Konkurrenzdruck zwingt alle zum Versuch, noch mehr zu liefern, die stärkeren Bilder, mehr Live-Interviews mit den Hauptbeteiligten, wenn's nicht anders geht, halt gegen Bezahlung. Jene Teams von RTL und Sender Freies Berlin, die dringend verdächtigt sind, einigen Skins Geld in die Hand gedrückt zu haben, um endlich einmal einen Überfall auf ein Asylbewerberheim live – und nicht nur aftermath, nachher – filmen zu können, sind nur die Spitze des Eisbergs. (RTL hat zumindest zugegeben, die nicht unerheblichen Bierrechnungen der Skins bezahlt zu haben.) Der Bericht von «Spiegel-TV» über Solingen am Tag nach der Tat war goldrichtig, hat aber einen markanten Schönheitsfehler. Was «Spiegel-TV» nämlich nicht berichtet hat, ist die Tatsache, dass seine Leute *auch* mit vier Teams vor Ort waren, dass sich auch sein Kameramann beinahe vor die anrückende, mit Schutzschild, Helm und Gas-Brille bewehrte Polizistenkolonne legte, um von unten tatsächlich beeindruckende Bilder astronautischer Ungeheuer von einem andern Stern zu liefern. Dass auch «Spiegel-TV» mit seinen Kameras immer dort war, wo «etwas los» war, oder loszugehen drohte. Und damit die Realität veränderte.

Denn dies ist die vielleicht noch wichtigere Erkenntnis, die mit dem Fall Zwahlen auch in der Schweiz heraufdämmert. Nicht nur, dass jedes Medium, jeder Journalist eingespannt ist in diesen selbstzeugenden, selbstantreibenden oder fortreisenden Strom von Berichterstattung und Berichterstattung über Berichterstattung, ein Teilchen, das selber etwas bewegt, aber zur Hauptsache gestossen, von anderen mitbewegt wird, von der Heimredaktion, den Konkurrenten, den Lesern und Zuschau-

ern. Sondern, dass überall dort, wo eine Kamera aufgestellt wird, wo die Medien einfallen, sich die Realität verändert, unter Konkurrenzdruck die Realität und das Bild, das von ihr in den Medien wiedergegeben wird, auseinanderzuklaffen beginnen.

Dafür gibt es hübsche Beispiele, besonders wenn alle Medien in einer einzigen, gewissen Richtung zu laufen beginnen, wie das besonders in Deutschland häufig der Fall ist. Nach der ersten Gewaltwelle gegen Ausländer wuchs unter der Last der nationalsozialistischen Vergangenheit und dem Druck des immer noch schlechten Gewissens gerade in Fragen des Rassismus das Bedürfnis ein Zeichen zu setzen, eben jene mächtige Grossdemonstration für «Friede und Friedfertigkeit» vom 8. November 1992 in Berlin. Und weil schliesslich alle grossen Parteien, auch die anfänglich zögerliche CDU und ihr Kanzler beteiligt waren, «musste» die Demonstration zu Handen des beunruhigten Auslands ein Erfolg werden. Auch wenn sie dies gar nicht war. Auch wenn sich vorn, zu Füssen des Rednerpodiums mit dem Bundespräsidenten und dem ganzen Establishment, wüste Radauszenen abspielten, auch wenn hinten der Bundeskanzler unter massivem Polizeischutz die gar nicht so friedfertigen Massen vorzeitig verlassen musste, auch wenn immer wieder recht beträchtliche Gruppen ihr Aggressionspotential freisetzten: Ausser in der nicht zu stoppenden Direktübertragung war davon in den deutschen Medien kaum ein Hauch zu verspüren. Wenn die Realität nicht ins von den Medien geforderte Bild passen will, tant pis pour la réalité.

Oder aus einem andern Nachbarland, aus Italien der Fall Bettino Craxi. Was wurde da auch in der Schweiz (der Schreibende nimmt sich da gar nicht aus) geschrieben, wieviele Vorschusslorbeeren wurden da verteilt, als der Mailänder Sozialist in Rom das Amt des Regierungschefs übernahm. Der erste Ministerpräsident aus dem sauberen, modernen Norden, nach dieser unendlich langen Reihe verdorbener «Bourbonen» aus Süditalien; der erste sozialistische «presidente del consiglio», ein Politiker mit sauberen Händen nach sovie-

len korrupten Christlichdemokraten; der Macher, der Manager aus dem Finanzzentrum des Landes. Und jetzt, diese Katastrophe. Das hehre Bild, das die Medien von Craxi zeichnen, war eben ein Medienbild. Auch von den Journalisten kannte ihn keiner richtig, einer schrieb dem andern ab.

Die geschriebene Presse sah am Fernsehen, hörte am Radio, wie gut Craxi wirkte. Radio- und Fernseh-Journalisten lasen in den Zeitungen, was für ein ganzer Kerl und Tausendsassa dieser Bettino Craxi doch sei. Das, was man Medienstrom nennt, wälzte sich weiter, immer zu, breiter und ausgreifender werdend, aber immer stärker in die gleiche Richtung.

Und da war dann noch diese amerikanische «Invasion» in Somalia, einsamer bisheriger Höhepunkt einer reinen Medienrealität. Vorbereitungen wie für eine richtige Invasion, angeblich strikte Geheimhaltung von Ort und Zeit, Landungsboote bei dunkler Nacht auf hoher See wie vor «dem längsten Tag» in der Normandie. Doch was erwartete die GI's, als sie mit rauchgeschwärtzten Gesichtern, mit vorgehaltenem Sturmgewehr und nachgedunkelten Helmen ihren Booten entstiegen und an den Strand wateten? Mörderisches Abwehrfeuer des Feindes? Ganze Regimenter von Gegnern hinter den Festungsmauern eines neuen Atlantikwalls? weit gefehlt. Nur Journalisten in mindestens Bataillonsstärke, ganze Fernsehscheinwerfer-Batterien, Kameraleute, die sich vor ihnen ins seichte Wasser legten, nicht um sich zu ergeben, ohne einen Schuss abzufeuern, sondern um die besten Bilder zu «schieszen».

So müsste man denn Egon Friedells Sentenz nicht nur modernisieren und adaptieren, sondern auch erweitern. Nicht nur dass diese Dinge geschehen, dass Realität und Medienbilder derart auseinanderklaffen können, ist wichtig. Wichtig ist, dass auch der Konsument darum weiss. Wichtig ist, dass er weiss, dass rund 80 Prozent des Rohmaterials, das ich von einem Prozesstag gegen einen Mauerschützen oder gegen Erich Honecker in den Schnittraum mitnehmen konnte, bloss die Teams der anderen Fernsehanstalten zeigte. Wichtig wäre, dass er

wüsste, wie oft die Medien sich gegenseitig «befruchten» und dann eben alle in gleicher Richtung ziehen, auch wenn es die falsche ist. Wichtig wäre, zu wissen, dass die ganze internationale Medienmeute, die sich jetzt immer noch über die amerikanisch-alliierte Zensur im Golfkrieg beschwert, keine wahre Kriegsberichterstattung machen wollte. Sondern eine eigentliche Anti-Kriegsberichterstattung, sei es, dass sie mit Leichen, Blut und Tränen die angebliche Absurdität dieses Krieges belegen wollte, sei es auch nur, weil sich derartige Bilder eben besser verkaufen als die ewig gleichen von rollenden Panzern im Wüstensand oder von Fadenkreuzen in Flugzielgeräten.

Wichtig wäre auch, dass jedermann wüsste, wie die Medien unter der allgegenwärtigen Peitsche des Konkurrenzdruckes beginnen, direkt Politik zu machen, teilweise, ohne es zu wollen. Schon früher, als Auslandredaktor der Tagesschau, habe ich an einem verhältnismässig ereignisarmen Sonntag ungezählte Male einer «Tartarenmeldung» einer englischen Sonntagszeitung vergeblich «hinterherrecherchiert». Bis mir das Licht aufging, dass diese Zeitungen am Sonntag einfach irgendeine Story haben müssen, um zu verkaufen, auch wenn sie keine ist. Sicher, es gibt politische Sauberkeitserfolge der Presse, Watergate steht da nicht allein da. Aber gerade bei den vielen deutschen Ministeraffären – Lafontaine, Streibl, Engholm, Krausse, Späth usw. – wird man den Eindruck nicht los, sie wären anders gelaufen, wäre da nicht der Konkurrenzdruck unter den vielen neuen Fernsehsendern gewesen. Nicht, dass nicht beinahe überall ein kleines Feuerchen gewesen wäre. Aber der Rauch, der Qualm und der Schaum, den diese Stationen daraus geschlagen haben, der war beinahe immer zu gross. Nichts mehr vom «Bannwald der Demokratie», vom Wächteramt der Presse. Sondern «venditori di fumo», Rauchverkäufer, wie man auf italienisch sagt. So nach dem Motto jeder Sender fällt einen Minister. In einem Fall kann man es beinahe dokumentarisch belegen. Jürgen Möllemann, zum Bundeswirtschaftsminister und Vizekanzler aufgestiegener FDP-Mann, und Irmgard

Schwätzer, früher FDP-Staatssekretärin im Auswärtigen Amt und jetzt Wohnbauministerin, lagen sich seit Jahren in den Haaren. Ziel: FDP-Vorsitz und Aussenministerium. Als es dann für Frau Schwätzer scheinbar so weit war und die FDP-Parteispitze sie bereits zur Nachfolgerin von Hans-Dietrich Genscher bestimmt hatte, brachte Möllemann durch allhand Drahtzüge Klaus Kinkel ins Spiel und damit schliesslich Irmgard Schwätzer zu Fall. Darauf öffentliche Beschimpfung Möllemanns durch Frau Schwätzer als «intrigantes Schwein».

An diesem Punkt nun müsste man wissen, dass Frau Schwätzers langjähriger Freund und jetzt Ehemann Studioleiter von Sat 1 in Bonn ist. Und Möllemanns Pressesprecher und damit beinahe engster Vertrauter früher Redaktor bei RTL. Was nun folgte ist ein typischer Abschnitt dessen, was man Fernsehen total nennen könnte. Oder auch eine M und M-Affäre, eine Minister-Medien-Affäre. Sat 1 begann nun nämlich gegen Möllemann zu recherchieren, recherchieren, recherchieren, wurde irgendwo her aus der weitverzweigten Bonner Ministerialbürokratie «beliefert» und stiess

schliesslich auf die Vettern-Affäre. Möllemann hatte einen Reklameaufruf zugunsten eines Einkaufswägelchens unterschrieben, das ein Vetter herstellt. Folge Nr. 1: Möllemann musste seinen Hut nehmen und sein Pressesprecher auch. Noch wichtiger allerdings Folge Nr. 2: RTL, wo der Pressesprecher früher gearbeitet hatte, begann gegen Frau Schwätzer zu recherchieren, recherchieren, recherchieren, wurde von irgendwo her aus der weitverzweigten Bonner Ministerialbürokratie «beliefert» und stiess schliesslich auf die Wohnbau-Affäre: Frau Schwätzer hatte einen Reklameaufruf zugunsten einer privaten Münchner Immobilienfirma unterschrieben. Hier endet allerdings die Analogie. Frau Schwätzer konnte sich bis heute halten, aber niemand weiss, wie lange. Doch der gewaltige Medienrauch, der darob ausgestossen wurde, er war in beiden Fällen der gleiche.

Wie gesagt: All diese Dinge gehören bis zu einem gewissen Grade zum Metier, sind angesichts des weltweiten «Fernseh total» beinahe unvermeidlich. Wichtig und richtig wäre bloss, wenn man *darüber* noch mehr wüsste.